

7. Sekundärliteratur

Allgemeine evangelische Missionsgeschichte. Bd. 1. Indische Missionsgeschichte / Julius Richter. - 2. Aufl. - Gütersloh : Bertelsmann, 1924. - S. ...

Die dänisch-Hallesche Mission.

Richter, Julius
Gütersloh, 1924

Nutzungsbedingungen

Die Digitalisate des Francke-Portals sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen für wissenschaftliche und private Zwecke heruntergeladen und ausgedruckt werden. Vorhandene Herkunftsbezeichnungen dürfen dabei nicht entfernt werden.

Eine kommerzielle oder institutionelle Nutzung oder Veröffentlichung dieser Inhalte ist ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Studienzentrums August Hermann Francke der Franckeschen Stiftungen nicht gestattet, das ggf. auf weitere Institutionen als Rechteinhaber verweist. Für die Veröffentlichung der Digitalisate können gemäß der Gebührenordnung der Franckeschen Stiftungen Entgelte erhoben werden.

Zur Erteilung einer Veröffentlichungsgenehmigung wenden Sie sich bitte an die Leiterin des Studienzentrums, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Terms of use

All digital documents of the Francke-Portal are protected by copyright. They may be downloaded and printed only for non-commercial educational, research and private purposes. Attached provenance marks may not be removed.

Commercial or institutional use or publication of these digital documents in printed or digital form is not allowed without obtaining prior written permission by the Study Center August Hermann Francke of the Francke Foundations which can refer to other institutions as right holders. If digital documents are published, the Study Center is entitled to charge a fee in accordance with the scale of charges of the Francke Foundations.

For reproduction requests and permissions, please contact the head of the Study Center, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Zweites Kapitel.

Die dänisch-hallesche Mission.*)

1. Der historische Hintergrund dieser oft dargestellten, mit Recht berühmten Missionsepöche war trübe und verworren. Herrschten im 16. Jahrhundert die Portugiesen unbestritten in allen Ländern um den Indischen Ozean, so mußten sie im 17. Jahrhundert diese Herrschaft an die Holländer abgeben; ihr Gebiet in Indien schrumpfte auf die Landschaften um Goa und Daman, die Insel Diu und einzelne Handelsfaktoreien an der Westküste zusammen. Nur darin zeigte sich noch zwei Jahrhunderte lang der große Einfluß, den sie ehemals ausgeübt hatten, daß die europäischen Mischlinge in Indien schlechtweg Portugiesen genannt wurden, meist ein gebrochenes Portugiesisch sprachen und ohne weiteres als Domäne der katholischen Mission angesehen wurden, — kein eben günstiges Zeugnis für den sittlichen Stand dieser Kulturepöche und der in ihr getriebenen Mission! Obgleich sich die Holländer im 17. Jahrhundert als die Herren der indischen Meere und des indischen Handels ansahen, betrachteten sie nur Ceylon als ihre ausschließliche Domäne. In dem übrigen Indien sahen sie es nicht ungern, daß neben ihnen andere

*) Literatur über die indische Missionsgeschichte insgesamt: Sherring, The history of Protestant Missions in India. London 1875. — Hough, History of Christianity 5 Bde. 1849—60. — G. Smith, The conversion of India. Edinburgh 1893.

Missionsstudienbücher über Indien: G. K. Datta, The desire of India. London 1908. — H. Beach, India and Christian opportunity. New York 1908. — Azariah, India and missions. Calcutta 1908. — C. T. Andrews, The renaissance of India. London 1912. — W. S. Tisdall, India: its history, darkness, and dawn. London 1901.

Über die dänisch-hallesche Mission: Fenger, Geschichte der Trankebarischen Mission aus dem Dänischen. Grimma 1845. — Germann, Ziegenbalg und Plütschau; Philipp Fabrizius; Chr. Friedr. Schwarz. Erlangen 1865—70. — Ev. Miss.-Mag. 1868. — A. Westcott, Our oldest Mission. S. N. Pearson, Christian Friedrich Schwarz. London 1834.

protestantische Mächte in den Wettbewerb des Handels eintraten und längs der Küsten Faktoreien gründeten. Sie ließen es auch geschehen, daß das katholische Frankreich sich in Süd- und Nordindien festsetzte. So waren um die Wende des 18. Jahrhunderts die indischen Küsten mit Faktoreien und Forts der verschiedensten Nationen bunt durcheinander besäet und besetzt: Gehen wir an der Küste des Tamulens-Landes von Süden nach Norden, so saßen in Tutikorin und Negapatam die Holländer, in Karikal die Franzosen, in Trankebar die Dänen, in Kuddalur die Engländer, in Pondicherry die Franzosen, in Sadras die Holländer, in Madras die Engländer, in Pulikat (Palleakatta) wieder die Holländer usw. Damals erblickt der Stern der Holländer. In Europa strahlte der Stern Ludwigs des XIV., und es erschien den unternehmungslustigen Vertretern Frankreichs in Indien, den geschickten und tapfern Generälen Dupleix und La Bourdonnais und dem Statthalter Graf Lally möglich, von Pondicherry aus ein großes französisches Kolonialreich aufzurichten. Sie hatten dazu umsomehr Anlaß und Gelegenheit, da Graf Lally durch seine Ehe mit einer indischen Prinzessin mit mehreren indischen Fürstenthümern eng verbunden war. Die einzigen Rivalen der Franzosen waren die Engländer.

Es war eine große Stunde für Indien wie für England, als am letzten Tage des 16. Jahrhunderts, am 31. Dez. 1660, die Königin Elisabeth den Charter ausstellte „To one Body Corporate and Politick, in Deed and Name, by the name of „The Governor and Company of Merchants of London trading into the East Indies.“ So trat die berühmte „Ostindische Kompanie“ ins Leben, welche 2½ Jahrhundert (bis 1857) die Geschicke Indiens bestimmen und dann an ihrem Ende England das wertvollste Kleinod seiner Krone vermachen sollte. Es war ein merkwürdiger Gegensatz zwischen den ersten Engländern in Indien und ihren Zeitgenossen, den frommen Pilgervätern in Nordamerika. Die indischen Kaufleute kümmerten sich um Christentum und Kirche nicht im mindesten. Sie schafften sich Harems an; ja, sie schämten sich nicht, aus Augendienerei gegen ihre Lieblingsweiber deren heidnische Götter anzubeten. Sie waren 80 Jahre in Indien, ehe es ihnen einfiel, die erste christliche Kirche zu bauen. Und wie die Hindu über sie urteilten, das zeigt sich in jener bekannten Antwort, die einem englischen Kaplan gegeben wurde: „Christliche Religion Teufels Religion; Christen viel betrunken, viel schlagen, viel Schlechtes tun, viel andere verleumdten.“

1600

Allerdings fehlte es zumal im 17. Jahrhundert nicht an frommen Leuten unter den Direktoren. Es war ein großer Tag für London, als am 22. Dez. 1616 ein Eingeborener aus Masulipatam nach vorangegangnem Unterricht getauft wurde. Seit 1614 wurden einige Kapläne nach Indien hinausgesandt, die ersten nach Surat und Masulipatam, 1647 der erste nach Madras. Aber ihre Gehälter waren erbärmlich gering, und trotz des ausdrücklichen Verbots ließen sich viele in Handelsunternehmungen ein, um zuzuverdienen, und die meisten waren auch durch ihren Wandel keine Zierde ihres Standes. Durch den Charter von 1698 wurde die Kompanie ausdrücklich angehalten, dafür zu sorgen, „daß alle Geistlichen in ihrem Dienst in Ostindien die Sprache des Landes, wo sie wohnen, lernen sollen, um sie besser instand zu setzen, die Gentu (Heiden), welche Diener oder Sklaven der Kompanie oder ihrer Agenten sind, in der protestantischen Religion zu unterrichten.“ Aber gerade von da an erlahmte das religiöse Interesse der Kompanie gänzlich, um im Laufe des 18. Jahrhunderts in offene Missionsfeindschaft umzuschlagen.

In Südindien, wo die Engländer zuerst mit der Mission in Berührung kamen, hatten sie in Madras (Fort St. George) und Kudalur (Fort St. David) zwei starke Positionen, im übrigen waren sie schwach vertreten und hatten keine den französischen Generälen gewachsenen Führer. So kam es zu einem heißen Ringen zwischen den Franzosen und den Engländern um die Vormacht in Indien. Teils wurden die im 18. Jahrhundert so häufigen kontinentalen Kriege auch in Indien ausgefochten, teils standen die englischen Truppen den französischen Bundesgenossen einander bekriegender indischer Fürsten gegenüber, teils kämpften die beiden Nebenbuhler auf eigene Faust. Die beiden Jahrzehnte von 1740—1761 ließen besonders das mittlere und nördliche Tamulen-Land nicht zur Ruhe kommen.

Im Jahre 1746 erschien der Statthalter von Bourbon und Mauritius, Mahé de la Bourdonnais mit einer Flotte vor Madras und eroberte die wichtige Stadt, den Hauptstützpunkt der Engländer, durch einen Handstreich. Allein der Neid und Argwohn seines Rivalen, des Gouverneurs Dupleix von Pondicherry, entriß ihm diesen Triumph. Von dem letzteren des Hochverrats beschuldigt, wurde er nach Frankreich zurückgerufen und schmachtete drei Jahre in der Bastille. Aus der Kerkerhaft entlassen, suchte er schnell zum Tode. Madras wurde 1748 im Frieden von Aachen den Franzosen zurück-

gegeben. Dupleix glaubte nun freie Hand zu haben, während der Wirren nach dem Tode des Nawab von Arkot Asaf Schah 1748 ein französisch-indisches Kolonialreich aufzurichten. Allein auch er fiel in Ungnade, wurde zurückgerufen und daheim heftig angegriffen und starb, ehe seine Sache zum Austrag kam. Zehn Jahre später (1758) nahm Graf Lally seinen ehrgeizigen Plan noch einmal auf. Er eroberte die zweite englische Feste Fort St. David (Kuddalur). Aber 1761 nahmen die Engländer den Hauptsitz der Franzosen Pondicherry und versetzten damit der französischen Herrschaft den Todesstoß. Die üppigen, kurzsichtigen Ludwige auf Frankreichs Thron und ihre allmächtigen, ränkevollen Maitressen hatten kein Verständnis dafür, daß sie in Indien ein gut Teil von Frankreichs Weltherrschaft und Zukunft preisgaben. Sie ließen die tapfern indischen Generäle im Stich. Mit dem Jahre 1761 war Englands Vorherrschaft in Südindien gesichert.

Runterbunt durcheinander mit diesem Ringen der beiden Kolonialmächte gingen die Kämpfe und Intrigen der einheimischen Reiche, welche alle wechselseitig von den Engländern und Franzosen aufgehekt, unterstützt und verraten wurden und in diesem wüsten Wirbel zugrunde gingen. Im Tamulen-Lande waren damals vier Reiche von Bedeutung. Das Reich des Nawab von Arkot (das Karnatik), auch einer von den großen Bruchteilen der ehemaligen Großmogul Herrschaft, umfaßte in der Hauptsache die heutigen Provinzen Nord- und Süd-Arkot, Sengelpat und einen Teil des Kaveri-Landes; seine Hauptstädte waren Bellur, Arkot und Tritschinapalli. Während des ganzen 18. Jahrhunderts spielte der Nawab eine große Rolle; die Territorien von Madras und Kuddalur waren ursprünglich kleine Stückchen seines weiten Reiches, die er den Engländern abgetreten oder geschenkt hatte. Im Jahre 1801 wurde der letzte Nawab auf Befehl des englischen Oberstatthalters abgesetzt. In dem südlich angrenzenden Landschaur, der damaligen Residenz des Tschola-Reiches, von der Indiens Ostküste den Namen hat (Koromandel-Tscholamandalam, Tscholaland), hatte 1674 ein Bruder des kühnen Usurpators Siwadschi, des Gründers des Mahratten-Reiches, namens Wenkadschi auf den Trümmern der alten Tschola-Herrschaft ein neues Reich gegründet, welches sich durch viele Stürme und Wechselfälle hindurch bis 1855 behauptet hat. Allein schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhundert stand er auf so schwachen Füßen, daß der Radscha Talaji 1773 von dem Nawab von Arkot unter dem Bei-

stande der ungerechten Madrasser Regierung besiegt, seiner Herrschaft beraubt und ins Gefängnis geworfen wurde. Der Direktorenhof der Ostindischen Kompanie erkannte indessen diese Absetzung nicht an und erhob Tulasi 1776 von neuem auf den Thron. Als der schlaffe Fürst 1787, erst 43jährig, an den Folgen seiner Ausschweifungen starb, setzte er den Missionar Schwarz zum Vormund für seinen adoptierten zehnjährigen Neffen Serfodschi ein. Schwarz hatte zwar zunächst gewünscht, daß Vormundschaft und Regentschaft dem Amir Singh, einem Halbbruder Tulasis, dem Onkel Serfodschis anvertraut wurden. Aber als dieser Ränkeschmied seinen Einfluß benutzte, um sich von der gewissenlosen englischen Regierung selbst als Radscha anerkennen zu lassen, setzte Schwarz seine Beseitigung durch, sicherte die Thronfolge Serfodschis und ließ sich selbst an die Spitze eines Regentschaftsrates für das Reich Tandschaur stellen. So ehrenvoll in diesen Wirren das selbstlose Wirken des Missionars hervorleuchtet, so haltlos erscheint das Reich Tandschaur. — In dem südlich angrenzenden, uralten Pandian-Reiche von Madura hatte um 1420 die Telugu-Dynastie der Naicker eine ziemlich starke Herrschaft aufgerichtet, welche unter dem glänzenden, Pracht liebenden Tirumal Naicken im 17. Jahrhundert ihren Höhepunkt erreichte. Da aber die Lehnsherrn und die unterdrückten Häupter der alten Bevölkerung von Madura sich mit der Zeit erhoben und sich mehr und mehr selbständig zu machen suchten und im Osten des Landes das kleine Königreich Sivaganga infolge von Erbstreitigkeiten als Konkurrenzstaat entstand, ging die Macht des Naicker von dieser Zeit an einem schnellen Verfall entgegen, bis endlich nach dem Tode der letzten Herrscherin aus dem Stamm der Naicker, der Königin Minatschiammal, die Mohammedaner 1737 Herren des Landes wurden. Die letzten Naicker wurden von den Mohammedanern hinterlistig gefangen und in das Fort von Tritschinapalli geschleppt, wo man sie grausam verdursten ließ. Allein die Mohammedaner wurden des Besitzes nicht froh; vier Jahrzehnte kämpften der Nawab von Arkot, die Engländer und die Franzosen um den Besitz von Madura, bis auch hier die Engländer die Oberhand gewannen; 1772 wurde Ramnad, 1790 die Felsenfeste Dindigal, 1799 das lange widerstrebende Sivaganga in Besitz genommen. — In dieses Gären und Ringen kam ein neues, furchtbares Ferment, als im Jahre 1759 der Oberbefehlshaber der Truppen des Radscha von Maissur, Heider Ali, sich zum Beherrscher dieses Reiches aufwarf und die Grenzen von Maissur in

wenigen Jahren (bis 1766) durch eine Reihe glücklicher Eroberungskriege weithin über Indiens Westküste und tief nach dem Osten hinein ausdehnte. Im Bunde mit den Franzosen, denen er sehr zugezogen war, diktierte er am 29. März 1769 den Engländern vor den Toren von Madras die Bedingungen eines für diese sehr ungünstigen Friedens. Seitdem wußten die Engländer, die schon der Herrschaft über Südindien sicher zu sein glaubten, daß ihnen hier ein neuer furchtbarer Nebenbuhler entstanden sei, mit dem es sich um einen Kampf um Sein und Nichtsein handelte. So begann ein neues, heißes, dreißigjähriges Ringen, zuerst mit Heider Ali bis zu dessen Tode (am 7. Dez. 1782 zu Tschittur), dann mit seinem weniger glücklichen Sohne Tippu Sahib (1782—1799). Dieser letztere mußte zwar schon 1784 in dem Frieden von Mangalur sich unterwerfen; allein sein Ehrgeiz war damit nicht gebrochen; er strebte nichts Geringeres an als einen allgemeinen Bund der mohammedanischen Staaten, um diesen die Herrschaft der Welt zu sichern. Von 1789 bis 1799 gab es neue heiße Kämpfe, welche am 4. Mai 1799 mit der Erstürmung von Seringapatam (Srirangapattam) und dem Heldentode Tippu Sahibs endeten.

So war fast das ganze 18. Jahrhundert im Tamulens-Lande mit Krieg und Kriegsgeschrei angefüllt. Das war kein günstiger Boden für die Friedensarbeit der Mission. Mußten auch oft genug die Kriegswechsel dazu dienen oder mithelfen, verschlossene Türen aufzutun und der Mission den Weg nach Tritschinapalli, nach Landschaur, nach Madura und nach Tinnevely zu bahnen, so haben doch die Wirren ebenso häufig die Arbeiten der Missionare empfindlich gestört, die Gemeinden zerstreut und der Gründung und Vertiefung der gesammelten Christen schwere Hindernisse bereitet. Es war eine gnädige Fügung, daß die Mission ihren Ausgangs- und ein halbes Jahrhundert lang ihren Stützpunkt in dem kleinen dänischen Trankebar hatte, wo sie von den rings umher brausenden Stürmen verhältnismäßig verschont blieb und sich in dem fremdartigen Boden des Tamulens-Landes in aller Ruhe festwurzeln konnte, ehe sie, in die Weite hinauswachsend, den Stürmen trogte.

Im Jahre 1616,^{*)} als die Holländer im Begriff standen, die Portugiesen aus Indien zu verdrängen, wurde auch in Dänemark eine „Ostindische Kompanie“ begründet und mit weitgehenden könig-

^{*)} Baldaeus, Afgoderye der Oostindische Heydenen. Haag 1917.

lichen Vorrechten ausgestattet. Unter der Führung des jugendlichen Admirals Ole Gedde faßten die Dänen 1620 auf Ceylon und an der Koromandel-Küste Fuß. Mit einer Niederlassung in der Grafschaft Trincomali auf Ceylon wurde es nichts. Aber im Tamulensland erbauten die Dänen auf einem kleinen, von dem Radscha von Landschaur abgetretenen Küstenstrich die Burg Fort Dansborg, von den Tamulen Taramkambadi = Wellenstadt genannt, woraus der uns geläufige Name Trankebar verunstaltet ist. Der vorgeschobene Handelsposten, der dem überaus reichen und fruchtbaren Kavery-Delta nahe lag, blühte bald auf und entwickelte sich zu einer verkehrsreichen Handelsstadt. Zu dem Fort gehörte nur ein kleines Hinterland, auf dem in einer fruchtbaren Reisebene 20—30000 Tamulen dicht gedrängt in 15—20 Dörfern wohnten. Dies unscheinbare, kleine Ländchen wurde die Wiege der evangelischen Mission in Indien. Im Unterschied von den meist sehr weitläufig gebauten Europäer-Vierteln anderer indischer Städte liegen in Trankebar die Bungalows der Europäer dicht nebeneinander, meist in der stattlichen Königsstraße, welche fast das Aussehen einer modernen griechischen Stadt hat. Trankebar sollte eine dänische Handelskolonie sein, vermöge deren man Zugang und Anteil an den heiß begehrten indischen Natur- und Kunstprodukten erlangen wollte; der Handel war also die Grundbedingung der Niederlassung. Diese dänischen Handels-herrn aber waren am Anfang des 18. Jahrhunderts — ebenso wie die englischen am Ende desselben — der Überzeugung, daß nichts ihren selbstsüchtigen Interessen hinderlicher sein könne, als eine Einmischung in die Religion der umwohnenden Heiden; sie waren deshalb von Anfang an Gegner der Mission und suchten deren Aufkommen auf alle Weise zu verhindern.

2. Die Anfangszeit der dänisch-halleschen Mission. 1706 bis 1720. Bartholomäus Ziegenbalg, In dem Herzen des religiösen Impulsen zugänglichen dänischen Königs Friedrichs IV. war schon, als er noch Kronprinz war, der Wunsch und Plan aufgestiegen, den Heiden in den überseeischen Besitzungen Dänemarks das Evangelium zu bringen. Solche waren in Westindien auf den Kleinen Antillen, an der Guinea-Küste Westafrikas und eben in Trankebar vorhanden. Nirgends war bis dahin für die Mission etwas geschehen. Allerdings pflegte in jeder dänischen Faktorei ein lutherischer Geistlicher zu sein, in Trankebar waren deren sogar zwei; aber es ist keine Spur nachzuweisen, daß sie sich um das Seelenheil der Heiden

bekümmert hätten. Die einzige diesbezügliche Tätigkeit war, daß sie die zahlreichen, in den fast nie ruhenden Seeräubereien gekaperten Heiden kurzerhand taufte, die dann zu dem Spottpreis von 5—10 Piaſtern landeinwärts als Sklaven verſchachtet wurden. Einer der dänischen Geiſtlichen, Magiſter Jakob Worm, hatte in ſeinem Vaterlande eine gewiſſe Bedeutung als Dichter und war wegen anzüglicher Schmähgedichte auf den König und ſein Regiment nach Trankebar verbannt. Er nimmt auf ſeinem Grabſtein den Titel eines „däniſchen Apoſtels Indiens“ in Anſpruch. Allein obgleich er bis 1694 in Trankebar gelebt hat, fanden die nur ein Jahrzehnt ſpäter dort eintreffenden Miſſionare keine Spur ſeines Wirkens vor. König Friedrich IV. ſtand unter dem Einfluß der lutheriſchen Lehre, daß es zu den Amtspflichten der Könige gehöre, für die Chriſtianisierung ihrer heidniſchen Untertanen zu ſorgen. Er wandte ſich an ſeinen 1704 aus Berlin nach Kopenhagen berufenen Hofprediger Dr. Lütkenſ und beauftragte ihn, ihm einige Miſſionare zu verſchaffen. Dieſer ſchrieb, da er in Dänemark keine geeigneten Perſönlichkeiten fand, an ſeine Berliner Freunde, und durch ihre Vermittlung traten Bartholomäus Ziegenbalg und Heinrich Plütſchau als „Königlich däniſche Miſſionarien“ in däniſche Dienſte. B. Ziegenbalg, am 24. Juni 1683 in dem Städtchen Pulsnitz in der Ober-Lauſitz geboren, hatte ſeine Eltern und alle Geſchwifter bis auf eine ältere Schweſter früh verloren und war von ſo zartem Körper, daß er trotz ſeines brennenden Verneifers immer wieder ſeine Studien unterbrechen mußte und ſich ernſtlich mit dem Gedanken trug, ſich ganz in die Stille ſeines Heimatsortes zurückzuziehen und dort Ackerbürger zu werden. Dabei hatte er ſich ſchon als ſechzehnjähriger Jüngling auf dem Gymnaſium in Görlitz gründlich bekehrt und ſtand ſeitdem vielfach in lebendiger Verbindung mit den Häuptern der Pietiſten, beſonders mit A. H. Francke und Joachim Lange. Als er vorübergehend in Halle ſtudierte, war ihm ein Wort Francke's in der Seele haften geblieben: „Wenn man eine Seele untern fremden Völkern rechtſchaffen zu Gott führt, ſo iſt ſolches ebenſoviel, als wenn man in Europa 100 gewinnt, indem dieſe täglich genugsam Gelegenheit zu ihrer Bekehrung haben.“ Viel von religiöſen Skrupeln angefochten, entſchloß er ſich nur auf den dringenden Rat ſeiner Freunde, dem Ruſe in die Miſſion zu folgen. Es war ihm kein geringer Troſt, daß ſein Freund und Studiengenoffe, der etwa ſechs Jahre ältere Heinrich Plütſchau aus Weſenberg in Mecklenburg-

10.6.
1682

Strelitz mit ihm gehen sollte. An Widerwärtigkeiten fehlte es freilich von Anfang an nicht. Der dänische Bischof Dr. Bornemann, der keine Sympathien für die Pietisten hatte, ließ sie im Examen durchfallen, und erst ein ausdrücklicher Befehl des Königs veranlaßte ihn zu einer zweiten Prüfung, in welcher sie gut bestanden. Für ihre Missionsaufgabe fanden sie fast nur Geringschätzung und Kopfschütteln. Und die „Ostindische Kompanie“, welche den Plan des Königs, Missionare in ihre Faktoreien zu entsenden, als einen eigenmächtigen Eingriff in ihre Rechte ansah, schickte heimlich im voraus Befehl an ihre Beamten, daß sie den unbequemen Ankömmlingen Schwierigkeiten in den Weg legen sollten. Auf dem Schiffe „Sophie Hedwig“ traten die beiden jungen Missionare ihre Reise nach Indien an, und am 9. Juli 1706 landeten sie auf der Reede von Trankebar. Dieser Tag ist der Geburtstag der protestantischen Mission in Indien.

Es wartete ihrer ein äußerst unfreundlicher Empfang. Hatten ihnen schon unterwegs der Kapitän und der lutherische Schiffsprediger vielfach widerstanden, so ging es bei der Landung noch wunderlicher zu. Erst mußten sie mehrere Tage an Bord warten, weil sich gerade für sie kein Boot finden wollte. Dann brachte sie ein Freund an Bord eines andern Schiffes, von welchem aus sie in einem Boot durch die schäumende Brandung fuhren. Als Tamulen sie zuletzt ans Ufer trugen, drohte diesen der Kapitän mit Schlägen und fuhr auf die Missionare mit dem Stocke los. Doch sie waren einmal gelandet; es war morgens 10 Uhr. Nun mußten sie vor der Stadt bis 7 Uhr abends harren. Um 4 Uhr kam der Kommandant J. S. Hassius mit dem Rat und den beiden dänischen Predigern heraus ihnen entgegen; der fuhr sie an, was sie wollten und wer sie denn geschickt habe? Als sie darauf des Königs Brief und Siegel vorzeigten, ward er stille und meinte, sie könnten allenfalls in der dänischen Schule arbeiten; sonst wüßte er nicht, wozu sie zu gebrauchen wären. Auch die beiden Geistlichen stellten sich fremd gegen sie. Die Herren gingen in die Stadt zurück, und die Missionare folgten ihnen bis auf den Markt. Da ließ man sie stehen; doch endlich, als die Nacht bereits hereingebrochen war, nahm sich ihrer ein Sekretär an und brachte sie zu seinem Schwiegervater, der deutsch redete.

Der Empfang war leider bezeichnend für das, was sie weiterhin von den dänischen Behörden zu erwarten hatten. Hassius hätte

wohl kaum noch die geheimen Befehle der Kompanie gebraucht, um den Missionaren jede Hinderung, jeden Ärger zu bereiten, der in seiner Macht stand. Aus den geringsten Anlässen ließ er sie öffentlich verhaften und machte ihnen vor Weißen und Heiden laut die heftigsten Vorwürfe. Als Plütschau in der Neujahrspredigt 1707 allerdings unvorsichtig von den Sünden der Christen und den Versäumnissen der christlichen Obrigkeit gepredigt hatte, wurde das beiden Missionaren schon am selben Nachmittag als „Anstiften einer „Rebellion“ ausgelegt; Hassius schlug Ziegenbalg vor die Brust und verbat sich den ferneren Besuch solcher „Hunde“. Als ein andermal Plütschau sich des unehelichen Kindes eines Soldaten angenommen hatte, drohte ihm Hassius dafür in Gegenwart der dänischen Offiziere und Prediger mit dem Stock und mit Amtsentsetzung. Selbst die Heiden, welche der „Gerichtsszene“ zuschauten, schüttelten die Köpfe über die unerhörte Gewalttat an geistlichen Personen. Als kurze Zeit darauf Ziegenbalg an Hassius eine vielleicht nicht ganz vorschriftsmäßig abgefaßte Bittschrift für eine unterdrückte Witwe einreichte, beschloß Hassius, seiner Wut freien Lauf zu lassen. Er zitierte den Missionar ganz ungehörig durch einen Sklaven zu sich. Als dieser zu erscheinen zögerte, kam die Wache mit geladenem Gewehr und führte Ziegenbalg im Schlafrock und Pantoffeln auf die Festung, wo sogleich hinter ihm die Zugbrücke aufgezogen wurde, als wäre eine Verschwörung entdeckt worden. Der arme Mann wurde zu vier Monaten Gefängnis, noch dazu in einem argen Schweißloch neben der Küche und unter strengster Bewachung verurteilt. Niemand durfte ihn besuchen, selbst Tinte und Feder wurden ihm versagt. Und dem ganzen Militär und allen Beamten wurde jeder Umgang mit den Missionaren als „Landesverrätern“ untersagt. Als nun Plütschau dennoch den Mut hatte, in der nächsten deutschen Predigt Stellen von Isebel, Antiochus und Herodes zu verlesen, wurde nicht nur die deutsche Predigt verboten, sondern auch jede Unterstützung der Missionare verpönt und die kleine Gemeinde nach Kräften bedrängt, vertrieben und zerstreut.

Auch in anderer Weise legte Hassius den Missionaren Hindernisse in den Weg. Ihre Korrespondenz mit der Heimat überwachte er; gelegentlich öffnete er ihre Briefe oder unterschlug und zerriß sie. Wollten sie landeinwärts gehen, so suchte er mit List und Gewalt zu verhindern, daß sie in englischen oder holländischen Kolonien Eingang fanden. Als sie nach Dänemark reisen wollten, um sich dort Recht

zu verschaffen, suchte er auch das aufs äußerste zu hintertreiben. Kurz, alles, was seinerseits geschehen konnte, um das Aufkommen der Mission zu verhindern, das tat er.

Auch sonst waren die Verhältnisse für die beiden jungen und unerfahrenen Missionare vielfach ungünstig. Sie waren nur auf fünf Jahre angestellt, und da hiervon je ein Jahr auf die Hin- und Rückreise gerechnet war, dachten sie zuerst nur drei Jahre in Trankebar zu bleiben. Lohnte es da überhaupt, eine umfänglichere Missionsarbeit zu beginnen, zumal angesichts der Sprachschwierigkeit? Schon das Dänische war ihnen eine fremde Sprache. Die zahlreichen Mischlinge sprachen ein gebrochenes Portugiesisch, das auch die Handelsprache war; das mußten sie sich also auch aneignen. Aber sie sahen bald ein, daß sie damit an die Heiden nicht herankamen. Zu ihnen gab es nur eine Tür, die schwere tamulische Sprache, welche noch keiner der dänischen Geistlichen und auch wohl kaum einer der dänischen Beamten gelernt hatte. Dazu galt es in Trankebar als Ordnung, daß die Dänen, die Holländer und die deutschen Söldner sich zu den dänischen Predigern hielten, die Mischlinge aber, die unehelichen Kinder dieser Europäer, ohne weiteres der katholischen Kirche überlassen wurden. Der katholisch-portugiesische Pater Guevara hielt eifersüchtig an diesem vermeintlichen Rechte fest und sah es als einen unberechtigten Einbruch in seine Arbeit an, als die Missionare sich um die Mischlinge, die sogenannten Portugiesen, zu kümmern begannen. Und da er mit Hassius befreundet war, tat er das Seine, den ohnehin erbitterten Mann gegen seine Nebenbuhler aufzuheizen.

Die Missionare waren auf je 200 dänische Taler Gehalt gesetzt. Davon konnten sie zur Not leben; aber wie sollten sie davon Missionshäuser kaufen, Kirchen bauen, Lehrer besolden, Schulen gründen usw.? Am 1. Aug. 1708 lag ein dänisches Schiff auf der Reede, und ein Brief des Hospredigers Dr. Lützens meldete ihnen, daß es ihnen 2000 Taler bringe. Aber durch das Ungeschick des betrunkenen Kapitäns kenterte das Boot, welches das Geld an Land bringen sollte, und seine Ladung ging verloren; und obgleich das Wasser an der Stelle nur zwei Ellen tief war, also das Geld wohl wieder hätte gefunden werden können, ließen es Hassius und die andern Beamten, die sich über den schweren Verlust der Missionare teuflisch freuten, an allem Eifer in der Auffuchung des Geldes fehlen; es blieb verloren. In den Jahren 1710—1713 kam überhaupt kein

dänisches Schiff nach Trankebar, die Missionare waren fast von allem Verkehr mit Europa abgeschnitten und den Launen des Kommandanten preisgegeben. Und um das Mißgeschick voll zu machen, war unter den drei Gehilfen, die 1709 nachgesandt wurden, einer, Bövingh, ein engherziger Orthodoxer und Stockdäne, der mit den deutschen Pietisten durchaus nicht sympathisierte. Schon in Trankebar verursachte er ihnen viel Ärger; und als er 1711 das Tamulen-Land, in dem er sich nie eingelebt hatte, wieder verließ, verleumdete er in Dänemark und Deutschland durch ein veröffentlichtes Tagebuch die Trankebarer Missionare in giftiger Weise. Rechnet man noch hinzu, daß Ziegenbalg öfter von Krankheiten heimgesucht wurde, und daß auch Plütschau 1711 nach Deutschland zurückkehrte, um nicht wieder nach Trankebar zu kommen, so ist es wie ein Wunder, daß trotz aller dieser Nöte und Enttäuschungen die Mission überhaupt in Trankebar Fuß faßte. In der Hauptsache ist dies das Verdienst des unermüdlich fleißigen, frommen Ziegenbalg. Er ist der Begründer der dänisch-halleschen Tamulen-Mission.

Ziegenbalg und seine Freunde — 1709 waren außer dem erwähnten Bövingh noch der unordinierte Jordan und der tüchtige, eifrige Gründer angekommen — legten sich sogleich mit allem Fleiß außer der geistlichen Versorgung, welche sie den arg verwilderten deutschen und holländischen Söldnern angedeihen ließen, auf die Unterweisung der Mischlinge und sobald als irgend möglich auf die tamulische Heidenpredigt. Besonders Ziegenbalg bewältigte mit seiner großen Sprachbegabung und seinem andauernden Fleiß bald auch das Tamulische in hohem Maße. Daß er dabei ein Mann von wissenschaftlichen Interessen und tieferem Missionsverständnis war, bewies er dadurch, daß er schon früh anfang, sich in die tamulische Literatur und Geisteswelt zu versenken und Schriften abzufassen, welche theils seinen Mitarbeitern und Nachfolgern den Zugang zu dieser fremden Welt erleichtern, theils in weiteren Kreisen der Heimat für dieses alte indische Kulturvolk Interesse und Teilnahme erwecken sollten. Leider hatten die Halleschen Freunde wenig Verständnis für diese wissenschaftlichen Bestrebungen; so blieben Ziegenbalgs Bücher und Schriften meist unveröffentlicht. Seine wertvollste Schrift „Die Genealogie der malabarischen Götter“ hat erst 1867 sein Biograph Germann herausgegeben. Daß das Buch nach 1 1/2 Jahrhunderten noch nicht veraltet war, zeigte sich daran, daß der deutschen Ausgabe eine englische auf dem Fuße folgte.¹¹⁾ So-

bald er die Sprache leidlich bemeistert hatte, fing Ziegenbalg auch an, tamulische Schriften zu verfassen. Anfangs ging es damit kümmerlich genug; er mußte sich damit begnügen, sie durch Abschreiben vervielfältigen zu lassen. Das war nicht nur sehr kostspielig, sondern verursachte auch sonst viel Verdruß, da die heidnischen Abschreiber gerade die Kernstellen mit Vorliebe fälschten. Im Jahre 1712 wurde eine kleine Presse mit lateinischen Lettern, 1713 eine solche mit tamulischen Lettern hinausgesandt. Seitdem konnte die literarische Arbeit ausgedehnt werden. Ziegenbalg begann mit der Veröffentlichung einiger Predigten, des kleinen Lutherischen Katechismus und einiger Traktate und Schulbücher. Die Hauptsache war ihm von Anfang an die Übersetzung der Heiligen Schrift. Mit vielem Gebet machte er sich an diese ihm dringend am Herzen liegende Aufgabe; und es gelang seinem nie rastenden Fleiß, das Neue Testament ganz, das Alte bis zum Buche Ruth fertig zu stellen. Er sprach und schrieb kein klassisches oder sonderlich wohlklingendes Tamul; sein römischer Zeitgenosse und Gegner, der eminent sprachgewandte, aber giftige Jesuit Beschi, hatte es leicht, derartige Übersetzungen zu verhöhnen und als ein „schreckliches Kauderwelsch“ hinzustellen, „daß einem über dem Lesen der ersten Linie schon die Augen brannten, die Zunge vertrocknete und die Ohren barsten; man schaute sich an und brach in lautes Lachen aus“ (aus der tamulischen, antilutherischen Schmähschrift „Der Lutherschwarm“, Ev. Miss.-Mag. 1868, 102). Allein des Ziegenbalg Tamul war verständlich und treuherzig und wurde gern gelesen; es ist die Grundlage der späteren klassischen Bibelübersetzung geworden.

Daneben war Ziegenbalg fleißig, den Heiden Gottes Wort zu verkünden. Vor seinem mitten in dem Heidenquartier von Trankebar gekauften Hause hatte er ein Pandel (tamulisches Bambusdach) gebaut; darunter sammelte er wöchentlich dreimal oder öfter größere oder kleinere Scharen von aufmerksamen Zuhörern. Für solche, welche sich privatim in seiner Studierstube mit ihm unterreden wollten, stand er stets zur Verfügung. Bereits im zweiten Jahre seiner Wirksamkeit gründete er je eine Schule für die Portugiesen- und für die Heidenkinder und verband sie mit einem Kosthaus, in dem er sich bereit erklärte, jedes Kind, das ihm anvertraut würde, unentgeltlich aufzunehmen, zu beköstigen und christlich zu erziehen. Ziemlich schnell sammelte sich eine Gemeinde theils aus getauften Heiden, theils aus übertretenden Katholiken. Im Jahre 1707 zählte sie bereits

35, 1708: 101, 1712: 202 Seelen, und bei Ziegenbalgs Tode 1719 waren 428 Seelen aufgenommen oder getauft, von denen damals 280 die Gemeinde bildeten. Ihre Pflege bot nach verschiedenen Seiten große Schwierigkeiten. Sie setzte sich fast zu gleichen Teilen aus Tamulen und portugiesisch redenden Mischlingen zusammen. Es gehörte zu den Eigentümlichkeiten dieses Missionsanfangs, daß auch den Mischlingen ein solches Maß von Aufmerksamkeit und Pflege zugewandt wurde. Dieser Arbeitszweig ist bei der weiteren Entwicklung der protestantischen Mission vielfach vernachlässigt worden. Innerhalb der tamulischen Gemeinde hatten die Missionare sogleich das überaus schwierige Kastenproblem vor sich. Die Christen waren teils Sudra von verschiedenen Kasten, teils Pareier; daher sah man sich bald genötigt, auf die Vorurteile jener einzugehen, indem man ihnen in der Kirche einen besonderen Platz anwies. Beim Abendmahl hatten die Sudrafrauen den Vortritt vor den Pariamännern. Das machte sich so von selbst mit Rücksicht auf den von den Katholiken eingeführten Brauch. Indessen konnten die Missionare das Kastenübel in der Weise lindern, daß sie begabte Pariakinder im Portugiesischen unterrichteten und dann in europäische Kleider steckten. Hinfort hatten diese den Vortritt vor den Sudra. Mischeiraten unter den sich nächststehenden Kastenabteilungen kamen häufig vor, nie aber zwischen Sudra- und Pariachristen (Ev. Miss.-Mag. 1868, 133). Die Missionare bewiesen großes Geschick und viel geistliches Verständnis, indem sie kirchliche Ordnungen und guten evangelischen Brauch einführten und dadurch eine feste kirchliche Sitte begründeten. Auch Kirchenzucht führten sie ein und beauftragten mit ihrer Ausübung ein „gemischtes Konsistorium“. Besonders lag es ihnen am Herzen, baldmöglichst Mitarbeiter aus den Tamulen zu gewinnen. Schon von Anfang an benutzten sie jeden Christen, der irgend welche Begabung, Neigung und Geschick zeigte, als Schullehrer, Katechisten oder sonst als Gehilfen. Im Jahre 1716 eröffneten sie eine Lehrerbildungsanstalt mit acht Zöglingen. Man begründete auch in dem kleinen dänischen Gebiete Außenposten wie Poreiar und Tileiali, die vorübergehend mit Missionaren besetzt wurden.

Da sich die Missionare in Trankebar auf allen Seiten eingeengt und behindert sahen und inzwischen auch aus Deutschland und England die Missionsgaben reichlicher zu fließen begannen, regte sich bei ihnen die Lust, die Mission über das kleine dänische Gebiet auszu-

dehnen. Ziegenbalg reiste nach dem englischen Madras im Norden und dem holländischen Negapatam im Süden, und an beiden Stellen fand er bei den Behörden freundliches Entgegenkommen und bei den Heiden offene Ohren. In seinem regsamen Geiste entwickelte sich ein großer Plan, das ganze Tamulen-Land von Madras im Norden bis nach Ceylon hinein im Süden mit der Predigt des Evangelii zu durchziehen und die Universitäten Deutschlands, Dänemarks und Hollands zu diesem großen, gemeinsamen Werke zu verbinden.

Allein ehe man an irgend welche Erweiterung der Arbeit denken konnte, galt es den offenen und geheimen Widerstand des Kommandanten Hassius und der Ostindischen Kompanie zu brechen. Da sich dazu die Reise Plütschhaus 1711 vergeblich erwiesen hatte, ging 1714 Ziegenbalg selbst nach Europa und wußte durch sein gewinnendes Auftreten und durch seine ebenso warmen wie überzeugenden Darlegungen einen Umschwung in der öffentlichen Meinung, soweit sie überhaupt an der Mission beteiligt war, herbeizuführen. Schon vor Ziegenbalgs Ankunft war in Kopenhagen eine eigene königliche Missionsdirektion, das *collegium de cursu evangelii promovendo* 1714 eingesetzt, und um draußen die Leitung einheitlicher zu gestalten, wurde Ziegenbalg zum „Propst“ ernannt. Der missionsfeindliche Hassius wurde abgerufen und durch einen warmen Missionsfreund ersetzt. Alles ließ sich wohl an, als Ziegenbalg im August 1716 — auch verheiratet mit der frommen Maria Salzmann, — wieder in Trankebar landete. An Stelle des dürftigen Notkirchleins, das 1707 erbaut war, wurde die schöne, große, noch heute Trankebar zierende „Jerusalemskirche“ erbaut und geweiht (1718) und anderes geplant. Da fiel ein vernichtender Schlag auf die junge Mission. An die Spitze der Kopenhagener Missionsleitung war ein frommer, aber beschränkter, dazu von dem verleumderischen Bövingh gegen Ziegenbalg eingenommener Mann, Wendt mit Namen, berufen. Diesem war der Betrieb der Mission in Trankebar zu weltlich; er schwärmte für ein vermeintlich apostolisches Missionsideal ohne Kirchengebäude, ohne Schulen, ohne Missionarswohnungen, ohne äußerliche Institutionen; die Missionare sollten arm und ohne Gepäck durch das Tamulenland ziehen und nichts weiter tun als nur immer den Heiden das Evangelium predigen. Diese durchaus unnüchternen und unausgereiften Missionspläne beliebte der Schwärmer dem Trankebarer Propste in einer so gehässigen und von persönlichen Angriffen und Beschuldigungen durchsetzten Weise vorzuschreiben, daß Ziegenbalg

und seine Mitarbeiter davon aufs tiefste verletzt, ja im innersten Herzen verwundet wurden. Das ganz verfehlte und ohne alle Weisheit eingeleitete Experiment kostete den beiden weitaus tüchtigsten Missionaren das Leben. Ziegenbalg legte in einem ebenso maßvollen wie weisen Schreiben die Unhaltbarkeit der Wendtschen Theorien dar; er schrieb mit seinem Herzblut; er starb am 23. Febr. 1719, erst 36 Jahre alt; seine ohnehin so zarte Gesundheit hatte diesen schweren Schlag nicht überstanden. Vier Monate danach, im Juli 1719 landeten drei neue Missionare, Schulze, Dal und Ristenmacher und brachten ein dickes Kollegialschreiben mit, welches Gründler, Ziegenbalgs treuester Freund und tüchtigster Mitarbeiter, nur unter Tränen lesen konnte; es war eine vollständige Verurteilung Ziegenbalgs und der bisherigen Missionsmethode. Sich selbst dieser unverständigen Weisung geduldig fügend, wollte Gründler, obschon bereits kränkelnd, sich an die befohlene Reisepredigt machen. Aber schon nach zwei Wochen wurde er todkrank nach Trankebar zurückgebracht, und am 19. März 1720 starb auch er. „Die rechte Ursache seines Todes,“ schrieb seine Witwe, „ist die Betrübnis, welche ihm der harte Brief vom Missionskollegium verursacht hat. Diese hat von Tag zu Tag seine Kräfte verzehrt.“ Die Kunde von diesen beiden Todesfällen hatte daheim eine durchschlagende Wirkung, Wendt fiel in Ungnade und wurde seines Amtes entsetzt. Seine „apostolischen“ Missionspläne waren für immer abgetan, — leider zu spät.

3. Die weitere Entwicklung der dänisch-halleschen Mission.
Philipp Fabricius. Ch. Fr. Schwarz. 1720—1798. Die jungen, 1719 gelandeten Missionare waren nicht imstande, das Missionswerk im Segen fortzuführen. Benj. Schulze war vielleicht der begabteste von ihnen, ein Mann von Sprachtalent und großem Eifer, aber ohne Stetigkeit und Ruhe, ohne Tiefe und Sammlung, dabei von herrischem Wesen und unleidlich im Verkehr mit seinen Kollegen. Er übernahm die Leitung in Trankebar, aber Dal und Ristenmacher litten schwer darunter, und der letztere starb früh. Schulze hielt es für seine Aufgabe, das Kastenübel aus der tamulischen Christengemeinde auszurotten, und ließ es an Vorschriften und Eingriffen in dieser Richtung nicht fehlen, sehr zur Beunruhigung der Christen. Allein als er sich mit den 1725 nachkommenden, tüchtigen Missionaren Walthers (bis 1739) und Pressier († 1738) auch wieder nicht stellen konnte, verließ er Trankebar und suchte sich in Madras einen neuen

Wirkungskreis. Walthers und Pressiers stellten bald die Ruhe in der Gemeinde wieder her. Vielleicht brachte es gerade der Gegensatz gegen den sich überstürzenden, unüberlegten Eifer ihres Vorgängers mit sich, daß sie in der Kastenduldung weiter gingen als Ziegenbalg, und sie erst eigentlich zum Prinzip erhoben. Nun durften die Sudra von den Paria in der Kirche einen Schritt weit getrennt sitzen, und auch in den Schulen sollten ihre Kinder „möglichstermaßen“ getrennt werden.

Die Gemeinde wuchs in diesen Jahrzehnten zusehends, oft in einem Jahre um 600 Getaufte und mehr. Besonders erfreulich war es, daß sich unter den eingebornen Gehilfen so tüchtige und fromme Männer fanden, daß man Freude hatte, sie zum Predigtamt zu ordinieren und damit den Grund zu einem einheimischen Pastorate zu legen; so im Dez. 1733 Aaron, zu Weihnachten 1741 Diego. Man ordinierte indessen keinen Paria, selbst nicht den gleich zu erwähnenden verdienten Rajanaiken. — Inzwischen war auch in dem das kleine Trankebarsche Gebiet auf allen Seiten eng einschließenden Reiche Tandschaur eine christliche Bewegung entstanden. Ein römisch-tamulischer Unteroffizier Rajanaiken war durch das Lesen der schlichten und verständlichen Übersetzung des Neuen Testaments von Ziegenbalg zum Suchen in der Heiligen Schrift angeregt, war mit den Trankebarer Missionaren in Verbindung getreten und war schließlich zu ihnen übergetreten. Er war kein Mann von großem Geist und Gaben, aber voller Eifer, die erkannte Wahrheit auch anderen mitzuteilen und von großer Leidensfreudigkeit um seines Glaubens willen. Der Führer der römischen Mission im Reiche Tandschaur war damals der sprachgewandte, vielbewegliche, aber skrupellose und herrschsüchtige Jesuit Beschi (in Indien 1710 bis etwa 1740). Dieser war sehr auf der Hut, um die lutherische Mission nicht aufkommen zu lassen. Als er von Rajanaikens Übertritt hörte, gab er den römischen Dorfhäuptlingen unter die Hand, des Abtrünnigen Gehöft niederzureißen, und nur das Dazwischentreten der heidnischen Nachbarn verhinderte die Ausführung des Bubenstreiches. Drei Jahre später (1731) überfielen dennoch auf seine Veranlassung die fanatischen Katholiken Rajanaikens Haus; zwei von seinen Brüdern wurden verwundet und sein Vater erschlagen. Einige Jahre später drangen Meuchelmörder in sein Haus ein, und ein gerade bei ihm weilender Landprediger entging nur mit Mühe ihren Händen. Beschi setzte nicht nur die Fäuste und Dolche seiner fügsamen Untergebenen in Be-

wegung, er spitzte auch seine ohnehin scharfe Feder, tauchte sie in das Gift der Bosheit und Verleumdung und verfaßte maßlos heftige Streitschriften gegen die Lutheraner; die geschickteste und berühmteste ist „Der Luther[sch]warm“, worin die Lutheraner in einer den bilderliebenden Tamulen trefflich angepaßten Bildersprache mit dem Heuschreckenschwarm der Apokalypse (Offb. 9, 1—4) verglichen werden (vgl. die ausführliche Inhaltsangabe dieser Schrift Ev. Miss.-Mag. 1868, 102 ff.). Allein weder seine Verleumdungen noch seine Gewalttaten konnten Rajanaiken, der seinen Dienst quittiert und Katechist der Trankebarer geworden war, in seinem Eifer und seiner Zeugnisfreudigkeit behindern. Sein Wort zündete weit und breit.*) Die Trankebarer waren damals in ihrer Bewegungsfreiheit noch sehr behindert. Nur 1728 gelang es Pressier, einmal nach Landschaur zu reisen und sich persönlich nach den durch Rajanaikens Predigt gewonnenen Christen umzusehen. Im übrigen mußten die Katecheten, besonders der treffliche, 1733 ordinierte Landprediger Aaron nach dem Rechten sehen. Bis 1739, wo Walther nach Deutschland zurückkehrte, war die Gemeinde in Trankebar auf 299 Portugiesen und 1021 Tamulen, in dem zugehörigen Landdistrikt des Landschaur-Reiches auf 2446 Seelen, also zusammen auf 3766 Seelen angewachsen, eine schöne Ernte nach drei Jahrzehnten geduldiger Aussaat.

Inzwischen hatte sich das Missionswerk auch nach anderer Richtung hin ausgedehnt; die beiden Stützpunkte der englischen Kolonialmacht in Südindien Madras und Raddalur, oder wie sie damals meist hießen, Fort St. Georg und St. David, wurden die beiden nächsten Tochterstationen. In beiden hatte schon Ziegenbalg Anknüpfungspunkte gesucht und freundliche Aufnahme gefunden. Raddalur wurde schon 1717 vorübergehend mit einem deutschen Missionar besetzt, wurde aber erst 1737 als regelmäßige Station begründet und hat auch seitdem nur mit Unterbrechungen durch das 18. Jahrhundert Missionare gehabt, so Sartorius 1737, Kiernander 1740 u. a. Die Station wurde im Jahre 1758 schwer heimgesucht. Die Franzosen belagerten, eroberten und plünderten die Stadt. Damals verließ der Schwede Kiernander das Tamulenland und siedelte nach Bengalen über, wo wir ihn in Kalkutta wiederfinden werden.

*) Rajanaiken ist leider später dem Trunke verfallen, wurde entlassen und ist zum Kummer der Missionare als Leichenverbrenner geendet.

Eine gute Zeit für Kuddalur waren die Jahrzehnte 1768—1788, wo der begabte, treue Gerike teils hier teils in dem südlich gelegenen Negapatam arbeitete. Doch ist es zu größeren Erfolgen weder in der Stadt noch in dem weiten Hinterlande gekommen. Kuddalur wurde mehr und mehr als eine Tochterstation von Madras angesehen.

In Madras begann nach einigen vorübergehenden Versuchen Ziegenbalgs Benj. Schulze 1726—1741 die Arbeit. Er begründete eine portugiesische und eine tamulische Schule und suchte in beiden den Kindern mit dem Englischen zugleich das Christentum beizubringen. Er sammelte einen Fonds für eine Kirche, brachte auch eine kleine Gemeinde von 240 Seelen zusammen, erwies sich den Engländern gefällig, indem er das Common-Prayer-Buch ins Tamulische übersehte, studierte und schrieb dabei mit Eifer, aber wenig dauerndem Erfolg. Er hielt sich für ein ziemliches Sprachgenie und übersehte mit großer Eilfertigkeit umfangreiche Teile der Bibel nicht bloß in das Tamulische, sondern auch in das Telugu und das Hindostani. Aber seine sprachlichen Arbeiten haben sich in der Folge als fast wertlos erwiesen und setzten mit ihrem unbeholfenen, übel-lautenden Tamulisch die Mission dem Hohne Beschis und der Kritik der Tamulen aus.

Als Schulze 1741 nach Deutschland zurückkehrte, übernahm Philipp Fabricius die Station Madras und verwaltete sie fast ein halbes Jahrhundert (1742—1791). Er war ein Mann von großer Zartheit und Innigkeit des Gemüts, der sich fast scheu von dem wilden, wüsten Getümmel seiner Zeit zurückzog; den „Sanjasi Eijer“, den „Mönchspriester“ nannten ihn die Tamulen. Für die unruhigen Zeiten und schweren Kämpfe, durch welche er die Madrasser Gemeinde führen mußte, war er wohl kaum der rechte Mann. Es waren die wüsten Jahrzehnte 1745—1784, erst angefüllt mit den Kämpfen der Engländer und Franzosen; um die Vorherrschaft in Südindien und dann mit den Raubzügen Heider Alis von Maissur. Als im Jahre 1746 die Franzosen Madras eroberten und plünderten, mußte sich Fabricius mit seiner verschüchterten Herde nach dem benachbarten, holländischen Pulikat (Paleakatta) zurückziehen und dort bis 1749 in der Verbannung bleiben. Für diese lange Entbehrung wurde er allerdings auf überraschende Weise entschädigt. Die portugiesischen Römischen, deren eines Hauptquartier in Indien der Thomasberg bei Madras (Meliapur oder Meilapur, römischer Bischofssitz seit 1606) war, und die deswegen in Madras

zahlreich und einflußreich waren, hatten in den französisch-englischen Kämpfen eine so zweifelhafte Rolle gespielt und hatten sich des Verrats an den Engländern so dringend verdächtig gemacht, daß sie von der englisch-ostindischen Kompanie zur Strafe aus deren indischen Besitzungen ausgewiesen und ihnen besonders der Aufenthalt in Madras verboten wurde. Ihr Eigentum in Madras wurde konfisziert und ihre Kirche nebst dem umliegenden Gehöft in dem Stadtteile Vepery dem Fabricius und den Lutheranern überwiesen. Schon 1758 kamen die Franzosen wieder, die leichte Reiterei ihrer mohamedanischen Verbündeten plünderte die Vorstädte von Madras, besonders auch das Missionsgehöft in Vepery rein aus. Fabricius mußte mit seinen Christen zum zweitenmal nach Pulikat flüchten und dort den Ausgang der politischen Verwicklung abwarten. Das Fort St. Georg wurde hart belagert, aber es erschien rechtzeitig eine englische Entschliffotte, die Franzosen mußten abziehen, Fabricius konnte in sein verwüstetes Gehöft zurückkehren. Im Jahre 1780 drohte neues Unheil; die mit den Franzosen verbündeten wilden Reiterstämme Heider Allis überschwemmten die Ebene bis an die Tore von Madras, Schrecken und Verderben um sich verbreitend; Fabricius mußte sich mit seinen Christen in das Fort flüchten und dort bange Tage überstehen. Diese unruhigen Kriegszeiten waren wenig geeignet, die Friedensarbeit der Mission zu fördern.

Fabricius versenkte sich um so lieber in seine tamulischen Arbeiten und erlangte darin eine von keinem seiner Mitarbeiter im 18. Jahrhundert auch nur annähernd erreichte Meisterschaft. Besonders gehörte seine Liebe der tamulischen Bibelübersetzung. Er sah bald ein, wie unbefriedigend die eiligen Arbeiten Schulzes und wie verbesserungsfähig des Ziegenbalg Übersetzungen waren; er versenkte sich mit ganzer Seele in diese Arbeit und „durchkroch immer wieder gleichsam als ein armer Sünder und Bettler den Grundtext der Bibel und erwog, wie jedes Wort am bequemsten zu geben sei“. Die Fabriciusche Bibelübersetzung gehört zu den Meisterleistungen auf diesem schwierigen Gebiet, und obgleich seither manche andere tamulische Bibelübersetzungen veröffentlicht sind, welche vor jener vielleicht den Vorzug der Flüssigkeit, der leichteren Verständlichkeit oder der tamulischen Klassizität voraus haben, so ist es doch zweifelhaft, ob eine von ihnen an die Fabriciusche heranreicht, von der sie oben drein alle mehr oder weniger abhängig sind. Nächst der Bibel ergoß sich die zarte Innigkeit und Glaubenskraft seiner frommen Seele in

tamulischen Kirchenliedern; schon Ziegenbalg hatte ihrer 48 übersezt, und Schulze hatte eine große Zahl minderwertiger hinzugetan; Fabricius war auch hierin Meister. Ohne sich viele poetische Freiheiten zu erlauben, gab er den innigen Sinn der deutschen Liederdichter in einfachster Sprache wieder. „Künstlichere Verse, — so urteilt der sprachkundige Gundert — mögen schon vielfach in der Mission gefertigt worden sein, vielleicht auch korrektere; aber die innigen, reichhaltigen, aus tiefster Erfahrung geschöpften Lieder des Fabricius sind seither von keinem Missionsdichter erreicht worden. Es ist nur zu bedauern, daß sie in den englischen und amerikanischen Missionen des Tamillandes fast vergessen sind, weil dort die Kenntnis der Melodien fehlt“ (Ev. Miss.-Mag. 1868, 189). Als die Engländer 1761 nach der Eroberung der französischen Hauptfeste Pondicherry dem Fabricius die dort erbeutete Druckerpresse schenkten, konnte der stille, fleißige Mann darangehen, seine sorgfältigen sprachlichen Arbeiten zu veröffentlichen. Im Mittelpunkt standen ihm die verschiedenen Ausgaben des Alten und Neuen Testaments; 1774 erschien sein tamulisches Gesangbuch mit über 100 Kirchenliedern; 1778 seine tamulische Grammatik, besonders für den Gebrauch junger Missionare; 1779 erschien der tamulisch-englische, 1786 der englisch-tamulische Teil seines Wörterbuches.

Dabei versäumte es Fabricius keineswegs, den durch die Kriegsstürme weithin zerstreuten Samenkörnern des Evangelii in Treue nachzugehen. Durch seine Pflege entstanden um Madras Außenstationen in Pulikat, Sadras, Sengelpat und Bellur. Die Gemeinde wuchs mit Einschluß dieser Außenstationen während des halben Jahrhunderts seiner Wirksamkeit beständig. Nach dem Kirchenbuche wurden bis 1806 im ganzen 4000 Seelen getauft. Freilich von eigentlicher Förderung dieser großen Schar zu geistlicher oder wenigstens äußerlicher kirchlicher Selbständigkeit, von Erziehung eines zuverlässigen einheimischen Lehrer- und Predigerstandes finden sich kaum Spuren.

Mit einer merkwürdigen, auch sonst bei ähnlich gearteten Innemensen bisweilen beobachteten Inkonsequenz hatte sich leider Fabricius schon früh in umfangreiche Geldgeschäfte eingelassen.)* Er

*) Es wäre unbillig, des Fabricius und später des Kiernander finanzielle Verfehlungen mit dem Maßstabe des geordneten Geldverkehrs unserer Zeit zu messen; die große Unsicherheit des Geldmarktes damals zumal in Indien erklärt vieles, ohne es zu entschuldigen.

verlieh Gelder zu hohen Zinsen und nahm dafür Grundstücke, Dörfer, ja selbst Landschaften in Pfand. Da bei den unruhigen Kriegszeiten, wo Handel und Wandel stockten, gerade Madras mit seiner starken englischen Festung die Gelder sicherzustellen schien, so hatten Witwen und Waisen, die Missionsgeschwister und selbst die Missionsleitung dem Fabricius bedeutende Summen zur Aufbewahrung übergeben, und er hatte damit nach seiner Weise gewuchert, von seinem untreuen Katechisten Gurupadam, dem er blind vertraute, schmöde gemißbraucht und ausgezogen. Sein Hauptschuldner war ein mohamedanischer Baron Bommarasa, der Schwiegersohn des Nawab von Arkot. Dieser machte bankrott, flüchtete und starb schließlich, ohne bezahlt zu haben, und der Nawab trat für seinen treulosen, leichtsinnigen Verwandten nicht ein. Da brach eine furchtbare Katastrophe über Fabricius herein. Seine Schulden wuchsen bergehoch an; um über 100 000 Taler, noch dazu bei dem damaligen hohen Werte des Geldes, handelte es sich. Seine Mitarbeiter, besonders auch Schwarz, verloren fast ihr ganzes Vermögen; viele Witwen und arme Christen büßten den letzten Heller ein. Fabricius mußte einmal über das andere in den Schuldthurm wandern. Die letzten 13 Jahre seines Lebens von 1778—1791 waren durch dies Unheil verfinstert. Seine grenzenlose Gutmütigkeit und Leichtgläubigkeit, die Gemeinheit, mit der seine „rechte Hand“, Gurupadam, seine Gedächtnisschwäche ausbeutete, und sein Unvermögen, in Geldangelegenheiten rechtschaffen zu urteilen, hatten nicht bloß seinen Namen stinkend gemacht vor den Engländern und vor den Heiden, sondern brachten über die ganze Mission schweres Argernis. Fabricius starb geisteschwach und lebenssatt am 23. Januar 1791.

Des Fabricius großer Zeitgenosse, der leuchtende Stern unter den dänisch-halleschen Missionaren war Christian Friedrich Schwarz. Am 22. Okt. 1726 in Sonnenburg in der Neumark geboren, schon in Halle durch seinen Landsmann, den heimgekehrten Benj. Schulke in die tamulische Sprache eingeführt, landete er am 16. Juli 1750 mit zwei Gefährten, David Polzenhagen und Hüttemann, in Kuddalur und hat Südindien bis an seinen Tod 1798 nicht wieder verlassen. Schwarz war keineswegs von Haus aus glänzend begabt; er ist auch in seiner Missionsarbeit keine neuen Wege gegangen; er hat die Trankebarer Mission nicht weiter entwickelt, sondern vielmehr nur ausgedehnt. Aber der jüngere Francke, der ihn aussandte, hatte recht gesehen; was ihn auszeichnete, war die eigentümliche „Munter-

keit und hervorstechende Reinheit" seines Wesens. Während andere Missionare leicht im Laufe der Jahre durch den zehrenden Einfluß des sie umgebenden natürlichen und vielleicht mehr noch des geistlichen und sittlichen Klimas Schaden leiden, schien ihn jede neue Aufgabe nur mit neuer „Munterkeit“ zu erfüllen und ihm zu innerem Fortschritt zu verhelfen; er wuchs zusehends mit seinen größeren Zielen. Und dabei waren die „Reinheit“ seines Herzens, seine Unzugänglichkeit für Schmeicheleien, seine Unbestechlichkeit durch Geld, seine schlichte, einfache Treue, seine offene Geradheit im Verkehr mit hoch und niedrig so offenkundig, daß er sich wie kaum je ein Missionar in Indien des allgemeinsten Vertrauens erfreute. Lassen wir uns von einem Augenzeugen Schwarz's Erscheinung beschreiben: „Stellen Sie sich einen wohlgewachsenen Mann von etwas mehr als mittlerer Größe vor, dessen körperliche Haltung aufrecht und kunstlos ist, von ziemlich dunkler, obgleich gesunder Hautfarbe, mit schwarzen, gekräuselten Haaren und kraftvoll männlichem Blick, aus welchem ungeheuchelte Bescheidenheit, Gradheit und Wohlwollen fühlbar hervorstrahlen, so haben Sie eine Vorstellung von dem Eindruck, den Schwarz schon beim ersten Anblick auf das Gemüt des Fremden zu machen pflegt. . . Ein Teller voll nach Landesitte geschwellten Reis und ein wenig Gemüse dazu stand täglich auf seiner Tafel, an welcher er sich mit heiterm Gesicht niedersetzte; und ein Stück schwarzgefärbtes Baumwollenzug, nach Landesitte fabriziert und zugeschnitten, reichte zu, um ihm das ganze Jahr hindurch seine körperliche Bekleidung zu verschaffen.“ (Aus einem Briefe des Engländers William Chambers in Fengers Gesch. der Trank. Mission, S. 184.)

Während des ersten Jahrzehnts (1750—1762), wo Schwarz in Trankebar aushalf, zeichnete er sich kaum vor den andern Missionaren aus. Mehrere ausgedehnte Reisen nach Madras, Ceylon, Tandschaur und Tritschinapalli erweiterten seinen Gesichtskreis und machten ihn mit Land und Leuten gründlich bekannt. In Tritschinapalli fand er solchen Eingang bei der arg vernachlässigten Garnison, daß ihn ihr Kommandant dringend aufforderte, sich dort dauernd niederzulassen. Nach eingehender Rücksprache mit seinen Mitarbeitern willfahrte er diesem Wunsche, weil er jetzt die Zeit gekommen sah, das Evangelium landeinwärts in das Tamulen-Land zu tragen und Tritschinapalli dazu für einen geeigneten Ausgangspunkt hielt. Sechzehn Jahre (1762—1778) war Tritschinapalli seine Wirkungsstätte;

er ist der Begründer dieser Station. Daß er alsbald den Heiden und Mohammedanern sowohl in der volkreichen Stadt wie in der dichtbevölkerten Umgebung zur Zeit und zur Unzeit Gottes Wort verkündigte, daß er die hierher verschlagenen Trankebarer und Landschaurer Christen treulich sammelte und pflegte und stets darauf aus war, ihre Zahl durch Bekehrte aus den Heiden zu vermehren, daß er die letzteren monatelang täglich durch einen sorgfältigen Unterricht auf die Taufe vorbereitete, daß er auch mit der Schultätigkeit alsbald einen Anfang machte und selbst monatelang täglich vier Stunden unterrichtete und katechisierte, braucht kaum erwähnt zu werden. Das war die tägliche Übung seines arbeitsreichen Lebens. Tritschinapalli war damals die zweite Hauptstadt des Nawab von Arkot, der häufig hier residierte. Um diesem launischen mohammedanischen Herrscher und seinem Hofstaate das Evangelium bringen zu können, lernte Schwarz alsbald noch Hindostani und später auch noch, um in ihren Augen als vollgebildet zu gelten, die persische Sprache. Der Nawab war der Bundesgenosse der Engländer, und eine Schutztruppe der letzteren hielt das Fort von Tritschinapalli besetzt. Unter dieser englischen Besatzung fand Schwarz bald einen Hauptteil seiner Arbeit und wurde 1767 auch regelrecht von der dänischen Missionsbehörde an die Engländer abgetreten und zum englischen Garnisonprediger ernannt, jedoch mit dem Vorbehalt, daß er jederzeit wieder in den Verband der dänischen Mission zurücktreten dürfe. Als Feldprediger begleitete er die englischen Truppen nach Madura, als diese Stadt belagert und erobert wurde, und war in dem von schweren Seuchen heimgesuchten Lager ein rechter barmherziger Samariter, bis er selbst schwer erkrankte. Als durch eine Pulverexplosion im Fort zu Tritschinapalli und durch den verlustreichen Krieg mit Madura viele Kinder von europäischen Soldaten ihrer Väter beraubt waren, gründete er obendrein noch eine Waisenschule und mußte, da es mit den Lehrkräften kümmerlich bestellt war, auch darin aushelfen. So häufte sich die Arbeit unter seinen Händen gewaltig an, und nur ein Schwarz konnte sich, zumal in Tritschinapalli, dieser glutheißen „Bratpfanne Indiens“ durchfinden, ohne an Leib und Seele zu ermatten.

Inzwischen bahnten sich engere Beziehungen zu dem Königshause von Landschaur an. Um 1763 war der gelehrte, gutmütige, aber charakterschwache und durch ein sittenloses Leben entnernte Mahratte Tulasi Radscha auf den Thron gelangt. Eigentlich gehörte auch

Tritschinapalli zu seinem Reiche. Wie der Nawab diesen fetten Bissen weggeschnappt hatte, so hätte er gar zu gern das ganze Reich Tandschaur eingesteckt, und da die Engländer seine Verbündeten waren, hoffte er bei diesem Raubzug auf ihre Unterstützung. Tulasi war zu schwach, um allein dem Nawab Widerstand leisten zu können, und seine Beziehungen zu den Engländern waren gespannt. Da wäre es ihm persönlich erwünscht gewesen, den überall hochverehrten, auch bei den Engländern angesehenen Schwarz an seinen Hof zu ziehen, um einen zuverlässigen Mann in diesen schwierigen Verhandlungen zu haben. Allein seine Hofbrahmanen wünschten den stets unentwegt sein Christentum bekennenden Mann nicht in ihrer Nähe und wußten den Radscha von näheren Beziehungen mit ihm zurückzuhalten. Inzwischen führte der Nawab seinen Anschlag auf Tandschaur aus (1773); die Hauptstadt wurde erstürmt, der Radscha gefangen genommen, abgesetzt und ins Gefängnis geworfen, wo er 2 $\frac{1}{2}$ Jahr lang schmachtete. Allein der Nawab hatte sich in seinen englischen Bundesgenossen geirrt, sie gönnten ihm durchaus keinen Machtzuwachs, am wenigsten dies reiche Königreich; sie beschloßen, den Radscha wieder einzusetzen, und der Nawab mußte gute Miene dazu machen (1776). Schwarz hatte die Freude, dem tief gedemüthigten Radscha im Gefängnis seine Wiedererhebung anzuzeigen. Die in dieser schweren Zeit angeknüpften persönlichen Bande führten dazu, daß Schwarz 1778 seinen Wohnsitz von Tritschinapalli nach Tandschaur verlegte und damit auch diese Missionsstation begründete. Hier lebte und wirkte er die beiden letzten Jahrzehnte seines arbeitsreichen Lebens 1778—1798.

Hatte er schon früher (1764) seine Beziehungen bis Madura ausgedehnt, so reiste er nun bis nach Tinnevely, nahe der Südspitze Indiens hinunter (1778). Dort lag in dem Fort Palamkotta eine kleine englische Garnison, und unter den zugehörigen tamulischen Soldaten befanden sich 50—60 Christen aus den Gemeinden von Tritschinapalli und Tandschaur. Schwarz predigte den Engländern und den Tamulenchristen und suchte die letzteren zu einem Gemeinde-Verband zusammenzuschließen. Er taufte bei dieser Gelegenheit auch eine Brahmanenwitwe Clarinda, die sich schon früher in Tritschinapalli um die Taufe beworben, die er aber damals wegen ihres unsaubern Verhältnisses zu einem englischen Offizier hatte abweisen müssen. Sie wurde fortan die Seele der Propaganda für das Christentum in Tinnevely. Schwarz verlor die bei dieser Reise an-

geknüpften Beziehungen zu der ihm sehr aussichtsreich erscheinenden Provinz nicht wieder aus den Augen. Wir werden ihnen in der Missionsgeschichte dieses Gebiets wieder begegnen.

In dem folgenden Jahre (1779) wurde Schwarz von den Engländern selbst als politischer Agent verwandt. Damals war die von dem Mahratta-Rebellen Heider Ali, dem Usurpator von Maissur, drohende Gefahr brennend geworden. Die Engländer, welche wußten, daß dieser kluge Fürst sich mit ihren Feinden, den Franzosen, verbündet hatte, und daß darum ein Zusammenstoß mit ihm unvermeidlich sei, wollten gern den Kampf hinauschieben, weil sie sich noch nicht stark genug fühlten. Sie schickten deshalb eine Gesandtschaft an seinen Hof nach Seringapatam, und um derselben einen glaubwürdigen Anstrich zu geben, veranlaßten sie den Missionar, der das falsche Spiel nicht durchschaute und dem Lande hoffte den Frieden sichern zu können, diese Gesandtschaft zu begleiten. Die Verhandlungen verliefen erfolglos; Heider Ali scheint die Pläne der Engländer gekannt zu haben. Schwarz benutzte auch unterwegs und in Seringapatam jede freie Stunde zur Verkündigung des Evangelii und zur geistlichen Versorgung der verwahrlosten Europäer. Kaum war er nach Tandschaur zurückgekehrt, da brachen Heider Alis leichte Reiterhorden sengend und brennend in das schutzlose tamulische Tiefland ein; sie streiften (1780) bis vor die Tore von Madras und hätten um ein Haar diese Festung durch einen Handstreich weggenommen. Die ihrer Wut preisgegebenen Festen des Kaweri-Landes, besonders die Städte Tritschinapalli und Tandschaur waren auf eine Belagerung nicht eingerichtet und nicht ausreichend proviantiert. Die Bauern der reichen Umgebung wollten weder auf das Geheiß der Brahmanen noch auf das der englischen Offiziere ihre Reisevorräte abliefern, weil sie von beiden zu oft betrogen waren. Schwarz mußte eintreten und sich mit seinem Namen für eine reelle Bezahlung verbürgen, da flossen die Vorräte. Schwarz hatte auch aus seinen Privatmitteln in Vorauszicht des kommenden Unheils Reisevorräte aufgekauft und konnte davon in der bald anbrechenden schweren Notzeit Hunderte speisen. Kein Wunder, daß sich Scharen zur Aufnahme in die christliche Kirche meldeten. Als 1782 der alte Löwe Heider Ali starb und seinem Sohne Tippu Sahib das Kriegsglück weniger hold war, so daß er nicht abgeneigt schien, Friedensverhandlungen anzuknüpfen, sollte Schwarz wieder die Friedensgesandtschaft begleiten. Allein er kam nur bis Satyamangalam; Tippu Sahib weigerte sich, ihm die

Erlaubnis zur Weiterreise zu geben. Diesmal kam aber der Friede von Mangalur (1784) zustande.

In den nächsten Jahren hatte es Tulasi mit der Mißwirtschaft und Ausraubung seines Landes so arg getrieben, daß die Engländer eingriffen und einen Aufsichtsrat einsetzten. So groß war ihr Vertrauen zu Schwarz, daß sie ihn den drei weltlichen Mitgliedern als Ehrenmitglied mit gleichem Einfluß und oft Ausschlag gebendem Votum beordneten.

Im Jahre 1787 lag Tulasi Radscha auf dem Totenbette. Er hatte in letzter Stunde einen jungen Neffen, den zehnjährigen Knaben Serfodschi adoptiert, der Thronerbe werden sollte. Gern hätte er Schwarz zum Vormund und damit zum Regenten seines Landes bis zur Großjährigkeit seines Erben eingesetzt. Allein Schwarz veranlaßte ihn, mit beiden Ämtern seinen Bruder Amir Singh zu betrauen. Dieser wurde auch von den Engländern als Regent anerkannt. Er führte indessen ein so schlechtes Regiment und stand dabei dem jungen, seiner Obhut anvertrauten Prinzen so offensichtlich nach Thron und Leben, daß die Engländer ihm schließlich die Verwaltung und Rechtspflege abnahmen und beides Schwarz übertrugen; dieser wurde auf zwei Jahre zum englischen „Residenten“ mit weitgehenden Befugnissen eingesetzt. Als solcher mußte er einen großen Teil seiner Zeit und Kraft auf die Ordnung der zerrütteten Finanzverhältnisse des Landes und auf die Rechtsprechung verwenden. Sein einfaches Haus und sein Garten waren von früh bis spät von arm und reich umlagert, die bei ihm Rat oder Hilfe suchten. Und es war groß an dem schlichten Mann, daß er trotz seiner hohen und einflußreichen Stellung und trotz aller drängenden Staatsgeschäfte noch Zeit fand, in der Knabenschule zu unterrichten und Katechumenen zur Taufe vorzubereiten. Den jungen Serfodschi übergab er seinem treuen und begabten Mitarbeiter Gericke in Madras zur Erziehung, bis ihn 1796 die Engländer auf den Thron setzten. Der junge, christlichen Einflüssen zugängliche Prinz sah in Schwarz seinen Lebensretter und Vater.

Bei der einflußreichen Stellung, die Schwarz in Tandschaur einnahm, war es nicht verwunderlich, daß die ein halbes Jahrhundert vorher von Rajanaiken und seinen Gehilfen begründete Gemeinde schnell wuchs. Schwarz verwandte besondern Fleiß darauf, in den südlich und südöstlich von Tandschaur gelegenen Kallerdörfern Eingang zu finden. Die Kaller sind eine der eigentümlichen Diebs- und

Räuberkasten Südindiens, welche den Diebstahl von Kasten- und Professions wegen betreiben, ein übel beleumdetes, gewalttätiges Geschlecht. Einen Teil dieser Kaste, einige Ortschaften, gewann Schwarz für das Christentum, und wenn natürlich auch die alten, schlechten Diebesgewohnheiten nicht so bald abgelegt wurden und diese Kallergemeinden auch den nachfolgenden Missionaren noch viel Ärger bereitet haben, so gehören sie doch noch heute zum Stamme der Tandschaur-Gemeinde. Bei Schwarz's Tod 1798 zählte die Tandschaur-Gemeinde 2800 Seelen. Wie weitsichtig und tatkräftig Schwarz war, zeigte sich auch, als der englische Resident in Tandschaur, John Sullivan, auf den klugen Gedanken kam, in den großen Mittelpunkt des Tamulenlandes höhere Schulen für Heidenkinder mit obligatorischem englischen Unterricht zu begründen, um dadurch die englische Kultur und Sprache in Indien einzuführen. Sullivan war verständig genug, einzusehen, daß er, wie damals die Verhältnisse lagen, nur dann Aussicht auf Erfolg hatte, wenn die Missionare die Leitung dieser sogenannten „Provinzial-Schulen“ übernahmen. Schwarz willigte unbedenklich darein, da ihm unbegrenzte Erlaubnis gegeben wurde, das Christentum in diesen Schulen zu lehren. So entstanden englische Schulen in Tandschaur, Tritschinapalli und Ramnad, — der erste, leider bald wieder eingegangene Versuch eines anglo-indischen Schulwesens.

Schwarz sah in seinen letzten Jahren mit tiefem Schmerz das Erlahmen des Missionsinteresses in Deutschland. Es war ihm ein Trost, daß er seine Arbeit in Tritschinapalli hatte in die Hände des getreuen Pohle legen können. Für seine Lieblingsarbeit in Tandschaur zog er sich selbst einen Nachfolger heran, seinen Pflegeohn Kaspar Kohlhoff den jüngeren. Schwarz ist niemals verheiratet gewesen, und als ihm einmal einer der dänischen Schiffsprediger kurzerhand eine Braut hinausandte, die sich noch dazu während der langen Seereise recht anstößig benommen hatte, lehnte er sie kurzerhand und entschieden ab. Dagegen den jungen Kohlhoff liebte er wie sein leibliches Kind, und es war ihm eine unaussprechliche Freude, als er ihn bei Gelegenheit des fünfzigjährigen Amtsjubiläums des alten Kohlhoff ordinieren konnte (1787). „Was ich an diesem, dem ergreifendsten Tage meines Lebens empfunden,“ sagte er, „läßt sich nicht beschreiben.“ Der junge Kohlhoff hat mehr als 50 Jahre (1787—1844) sein Werk in Tandschaur weitergeführt. Seit dem Anfang der 90er Jahre fing Schwarz mehr und mehr an, die Be-

9*

schwerden und Gebrechen des Alters zu fühlen. Ende 1797 warf ihn eine schwere Krankheit nieder, von der er sich zur Verwunderung aller noch einmal erholte. Aber im Februar 1798 kam sein Tod schnell heran; seine letzten Tage waren überaus erbaulich und friedevoll. Geistig frisch fast bis zu seinem letzten Atemzuge, von treuen Mitarbeitern umgeben, von seinen tamulischen Gehilfen wie ein Vater geliebt und gehegt, redete er noch auf seinem Totenbette viele überaus weise und fromme Worte, die in treuen Herzen eine gute Statt fanden. Am 13. Febr. 1798 ging er selig heim.

Schwarz's einzigartige Stellung in Tandschaur hatte auch seiner Gemeinde eine vorteilhafte Lage verschafft. Das eine von ihm erbaute Gotteshaus liegt in der unmittelbaren Nähe eines sehr heilig gehaltenen Teiches, noch im Fort; das andere und bei ihm die ganze von ihm ausgebaut Station liegt in einer Vorstadt, wo die dankbare Freigebigkeit des Fürsten der Gemeinde ein großes Grundstück zur Anlegung zweier kleiner Christendörfer überwiesen hatte. Bei seiner Anspruchslosigkeit ist es nicht zu verwundern, daß Schwarz ein großes Vermögen (von 9—10000 Pfd. Strl.) hinterließ, zumal da er in den letzten Jahrzehnten sehr hohe Gehälter bezog und auch sonst oft reich beschenkt wurde. Er vermachte alles seiner Gemeinde, besonders zu Stiftungen für die Armen und für die Schulen.

Ungleich wertvoller als das hinterlassene Vermögen war für die Mission und für die Christengemeine der gute Name des „Königspriesters von Tandschaur“, der seinen Tod überdauert hat und wie ein süßer Wohlgeruch noch heute die Tamulen-Mission durchduftet. Die Ostindische Kompanie setzte ihm zum Dank für seine wertvollen Dienste ein Marmordenkmal in einer der Kirchen von Madras. Rührender und anziehender ist das andere Denkmal, welches ihm der dankbare Serfodschi in der Kirche im Fort von Tandschaur setzte, mit der oft angeführten und übersehten englischen Inschrift:

Festigkeit mit Weisheit gepaart
Sehen wir an dir; der Demut Art
Ziert dein Herz, so redlich und rein;
Gütig warst du ohn' Heuchelschein.
Vater der Waisen, der Witwen Stütze,
Tröster, in jeglicher Trübsalsstunde.
Denen in Finsternis Helfer zur Klarheit,
Wandelnd und weisend die Wege der Wahrheit.
Segen den Fürsten, den Völkern und mir.
Daß ich, mein Vater, nachwandle dir,
Wünschet und bittet dein Serfodschi hier.

In Trankebar war seit dem Tode Pressiers 1738 und der Heimkehr Walthers (1739) stille Zeit; nicht daß es an treuen und fleißigen Missionaren gefehlt hätte, wir nennen nur Wiedebrock und John († 1813). Das Missionspersonal erhielt sogar wiederholt eine bemerkenswerte Verstärkung durch die Ausendung von Missionsärzten seit 1730, so Martini († 1791) und sein Nachfolger Missionar Klein jun. Allein keiner dieser Männer überragte die andern oder zeichnete sich sonderlich aus. Auch die Gemeinde wuchs noch jahrzehntelang ziemlich regelmäßig. Allein die Missionare saßen meist in der Stadt fest und überließen den Unterricht der zu gewissen Zeiten des Jahres nach Trankebar strömenden Taufbewerber den jüngern Brüdern, die Reisen im Lande und die Überwachung der weit zerstreuten Landgemeinden den Landpredigern und Katechisten. Ein schöner Fortschritt war die Erbauung der stattlichen, massiven Bethlehemskirche in Poreiar 1746, die aber von Trankebar aus pastoriert wurde. Der Schwerpunkt der Arbeit legte sich mehr und mehr in das Schulwesen, das besonders in dem dafür begabten John einen eifrigen Vorkämpfer hatte. Er legte, übrigens auch um seine Finanzen aufzubessern, in Trankebar ein großes Schulinstitut für Kinder von Europäern und wohlhabenden Eingebornen an. Die Schule und das Pensionat sollen gut geleitet gewesen sein. Aber Nutzen für die Mission kam nicht viel dabei heraus; denn wenige der Zöglinge traten in den Missionsdienst, wenige wurden Katechisten und Landprediger. Für die neu hinauskommenden Missionare war es viel bequemer, in dieser vornehmen Schule gut bezahlten Unterricht zu erteilen als sich mit dem schweren Tamul zu plagen und im Lande herumzureisen. Und auch die älteren Missionare wie John und Kottler wurden durch das Institut vollauf in Anspruch genommen. Das Johnsche Schulinstitut in Trankebar war ein Vorläufer des Marshmanschen in Sirampur; aber der Gründer und Leiter des letzteren erhielt kein Missionarsgehalt und erwarb sich neben seiner Schularbeit mit seiner trefflichen Frau doch noch große Verdienste um die Mission, was man von John nicht sagen kann.

Leider nur eine Episode bilden zu der dänisch-halleschen Mission die 40 Jahre Missionsarbeit der Brüdergemeinde in Trankebar. Die Missionsleitung der Brüder-Unität wurde 1759 von Dänemark aufgefordert, die kleinen, zerstreuten Nikobaren-Inseln im Osten des Bengalischen Meerbusens zu missionieren und zu kolonisieren, wo

1756 auch die Trankebarer Missionare einen durch den frühen Tod ihres Sendboten, des frommen David Polzenhagen, vereitelten Missionsversuch gemacht hatten. Die Brüderunität nahm das wenig verlockende Angebot an, als ihr bedeutende Privilegien in allen ost-indischen Besitzungen Dänemarks eingeräumt wurden, speziell auch das Recht, in Trankebar einen starken Missionsposten mit freier Religionsübung als Stützpunkt für die abgelegenen Nikobaren zu gründen. Im Jahre 1760 landete eine Schar von 14 Brüdern in Trankebar, die in den folgenden Jahren noch durch Zuzug verstärkt wurde; sie kauften ein Gartengrundstück, den „Brüdergarten“ nahe bei der Stadt und richteten sich dort häuslich ein. Die lutherischen Missionare nahmen sie unfreundlich auf und veranlaßten, weil sie die Hilfe des ungebetenen Eindringlings nicht begehrten, daß den Brüdermissionaren die öffentliche Missionstätigkeit untersagt wurde. Sie wurden auf die vier Wände ihres „Brüdergartens“ eingeeengt. Mit der geplanten Nikobaren-Mission ging es zwei Jahrzehnte lang (1768—1788) aus einer Not und Enttäuschung in die andere. Das Klima erwies sich als geradezu mörderisch, die in viele kleine Stämme mit stark voneinander abweichenden, malayischen Dialekten zerspaltene Bevölkerung stand auf der allerniedrigsten Kulturstufe und erwies sich als wenig zugänglich; und die Verbindung mit der Außenwelt, selbst mit Trankebar war so spärlich und unsicher, daß die Missionare für ihren Lebensunterhalt fast ganz auf ihrer Hände Arbeit angewiesen waren, bei diesem Klima geradezu eine Unmöglichkeit. Nachdem von 24 hingefandten Brüdern 11 auf der Nikobarischen Station Nankauwery, die 13 übrigen bald nach ihrer Rückkehr im Trankebarer „Brüdergarten“ gestorben waren, gab man 1788 den verlorenen Posten auf. In Trankebar beschränkten sich inzwischen die zahlreich nachgesandten Brüder mit rühmlicher Zurückhaltung auf ihr Gehöft, um nur ja den Lutheranern nicht ins Gehege zu kommen, die doch solcher Hilfe bei ihrer geringen Zahl und den sich aller Orten, zumal in Tinnevely und Madura öffnenden Türen so dringend bedurften. Aber sie ließen lieber ihre Mission zugrunde gehen, als daß sie „die Brüder im andern Schiff“ zu Hilfe gerufen hätten. Nachdem die Herrnhuter unter vielen Enttäuschungen 43 Jahre lang ausgeharrt hatten, wurde 1803 der „Brüdergarten“ aufgehoben. Nicht weniger als 70 Brüder waren in den ersten 25 Jahren ausgesandt, mehr als dreimal soviel als im gleichen Zeitraum in der dänisch-halleschen Mission standen; und diese schöne Missionskraft lag

brach und starb dahin aus konfessioneller Eifersüchtelei! Der einzige Erfolg, den die Brüder erzielten, war, „daß durch ihre praktische Verkündigung im Leben und Wandel manche Gemüter auf das Wesentliche im Christentum aufmerksam gemacht“ wurden.

In demselben Maße, als sich seit 1720 die Mission nach Madras und Kuddalur im Norden, nach Tritschinapalli und Landschaur im Westen ausdehnte, vollzog sich auch in den äußeren Verhältnissen der dänisch-halleschen Missionare ein Umschwung. Die ersten von ihnen waren als „königlich-dänische Missionarien“ ausgesandt und erhielten ihr Gehalt aus der Kasse des Missionskollegiums, welche zum Teil aus Privatbeiträgen des Königs und anderer Glieder der königlichen Familie, zum Teil durch Erträge des königlichen Postregals in Dänemark und Norwegen gespeist wurde. Es ist begreiflich, daß eine solche halbstaatliche Kasse ihre Zuschüsse auch nur im dänischen Staatsinteresse, also nur für die Missionierung der kleinen dänischen Kolonie Trankebar gewähren wollte. Alle anderen Hauptstationen lagen außerhalb des dänischen Gebiets. Nun hatte, angeregt durch den lutherischen Hofprediger Böhme in London, die im Jahre 1698 begründete „Christliche Erkenntnis-Gesellschaft (Society for promoting Christian knowledge, SPCK)“ schon 1709 angefangen, die dänisch-hallesche Mission zu unterstützen, zunächst mit einmaligen und unregelmäßigen Gaben. Im Jahre 1728 beschloß sie, auf den Antrag des Missionars Benj. Schulze, Madras als ihre Missionsstation und Schulze als ihren ersten indischen Missionar anzunehmen; 1730 berief sie den trefflichen Sartorius direkt aus Deutschland in ihren Dienst. So trat sie neben das dänische Missionskollegium als mehr oder weniger selbständige Sendungsinstanz, jedoch ohne daß die beiderseitigen Befugnisse sorgfältig abgegrenzt wären. Denn eigentlich hatten beide, Missionskollegium und Gesellschaft, nur die Gehälter zu zahlen. Die Missionare stellten die Franckeschen Stiftungen, und Francke, Vater und Sohn, wachten mit einer gewissen Eifersucht darüber, daß nur Deutsche und nur Schüler und Freunde ihrer Anstalt verwandt wurden. Der Däne Fenger bezeugt (aus einem Briefe Dals): „Alles wird bei der Mission deutsch verhandelt; man spricht diese Sprache in den Konferenzen, den Collegiis biblicis und den Beistunden, man liest deutsche Bücher, schreibt deutsch an an die andern Missionare, nach England, Dänemark, sogar an seine Vorgesetzten, und erhält deutsche Briefe von ihnen wieder“ (Fenger, Geschichte, S. 163). Mit diesem deutschen Charakter hing

es auch zusammen, daß der Typus des halleſchen lutheriſchen Pietismus die Miſſion draußen excluſiv beherrſchte. Allerdings waren einige Miſſionare, Schwarz nicht ohne Skrupel, weitherzig genug, in ihren Gottesdienſten für die Engländer das Common Prayer-Buch zu benugen. Aber als der ſchwache und unklare Geiſter in Madras den engliſchen Katechiſmus in den dortigen Miſſionſchulen einführen wollte, geriet ſelbſt der milde Fabricius außer ſich und ging ſo weit, jede Gemeinſchaft mit dem eigenwilligen Kollegen abzubrechen, und der jüngere Francke ſchrieb aus dieſem Anlaß: „Lieber alles ſinken und fallen laſſen, als in ſo etwas willigen. Will die engliſche Sozietät die Sache nicht rückgängig machen, ſo müſſen die dänischen Miſſionare nach Trankebar zurückgehen, und wir werden alle Unterſtützungen zurückziehen.“ „Die Miſſion in Madras iſt als eine evangeliſch-lutheriſche angefangen . . . und iſt nie anders als eine evangeliſch-lutheriſche Miſſion angeſehen worden.“ Dabei waren im Grunde die Miſſionare von jeder heimatlichen Leitung ziemlich unabhängig. Der hochkirchliche Engländer Weſtcott, der gewiß alle Rechte ſeiner Kirche an dieſe ſpäter an ſie gefallene Miſſion vertreten hätte, ſchreibt (Our oldeſt Indian Miſſion, S. 19): „Die Miſſionare pflegten ſelbſt zu konfirmieren und gemeinſchaftlich zu ordinieren. Die Katechiſten pflegten zu taufen. Jede Gemeinde war unabhängig und wurde von ihrem eigenen Miſſionar regiert, obgleich die Miſſionare gelegentlich zu einer Art Synode zuſammenkamen und ſich freiwillig unter die Führung hervorragender Männer wie Schwarz beugten. . . Jeder Miſſionar hatte in lokalen Angelegenheiten den Beiſtand ſeiner Katechiſten, die unter ſeinem Vorſitz eine Art Diſziplinarkonſiſtorium bildeten, deſſen Entſcheidungen gewöhnlich auch von der Obrigkeit anerkannt wurden. Der Miſſionar galt tatſächlich ebenſo als das Haupt ſeiner Gemeinde wie der Dorf- oder Stammeshäuptling und hatte das Recht, ſeine Gemeindeglieder mit Geldſtrafen zu belegen, zu ſtäuben oder ſonſt zu ſtrafen.“ Es war alſo ein eigentümlicher, rechtlich unklarer Zuſtand mit drei Sendungsinſtanzen ohne abgegrenzte Befugniſſe nebeneinander und faſt ganz unabhängigen Miſſionaren und Gemeinden unter ihnen. Kein Wunder, daß, als im 19. Jahrhundert die miſſionariſchen Rechtsbegriffe ſich feſtigten und die ehemals friedlich miteinander wirkenden Inſtanzen ſtark auseinandergingen, unerquickliche Reibungen folgten.

Wir wiſſen nicht genau, wie ſtark die Miſſionsgemeinden um die Wende des 18. Jahrhunderts, alſo ungefähr bei Schwarz's Tod

gewesen sind. Nach einer von dem Kaplan Hough in Palamkotta auf Grund der lutherischen Kirchenbücher aufgestellten Berechnung waren bis 1806 im ganzen getauft:

in Trankebar nebst den Landgemeinden, wozu bis 1778 auch	
Landschaur gehörte	20 014
in Landschaur 1778—1806 (seit Schwarz' Übersiedelung dorthin)	3 000
in Tritschinapalli seit 1762	2 463
in Madras seit 1727	4 851
in Kuddalur seit 1737	2 104
in Tinnevely seit 1778	4 538

Zusammen 39 970 36970

Es ist nicht anzunehmen, daß davon mehr als die Hälfte bis zur Jahrhundertwende gestorben oder sonst abhanden gekommen seien: wir werden also um 1800 die Gesamtgemeinde der dänisch-halleschen Mission auf etwa 18—20 000 Seelen berechnen können. (Hough History of Christianity in India, Bd. III.)

57 dänisch-hallesche Missionare zogen von 1706—1846 nach Indien hinaus; 20 sind in Trankebar gestorben und begraben, 22 auf den andern Stationen im Tamulenlande; nur 15 sind in ihre Heimat zurückgekehrt.